

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 158.

Sonntag, 9. Juli.

1916.

Die Braut aus Kanada.

(20. Fortsetzung.)

Roman von Hedda von Schmitz.

(Nachdruck verboten.)

„Haben Sie denn niemals nach Genrika geforscht?“ fragte Irmgard weiter.

„Ich erblickte keine Veranlassung hierzu. Mit dem Tode meines Freundes Hans Gröning erloschen die losen Beziehungen, die mich mit seiner Familie verknüpften.“ Er hätte sagen sollen, mit jenem Abend, der für Theas und sein Schicksal entscheidend gewesen war.

Beim Souper, das nach der Theatervorstellung die Familie Köhnstadt und die beiden Brüder vereinte, war Harald in einer fast ausgelassenen Stimmung. Doch Fred kannte seinen Bruder zu genau, um nicht zu merken, daß eine gezwungene Note mitslang.

„Was macht dein altes Kopfweh?“ fragte er ihn, als sie durch die abendstillen Straßen dem Hotel Hamburg, wo Fred abgestiegen war, zuschritten.

„Es ist nicht der Rede wert, ich habe dazwischen einen Anfall gehabt“, erwiderte Harald leichtthin und wünschte seinem Bruder gute Nacht.

Der Klingenberg lag verödet da. Das Standbild in seiner Mitte ragte gespenstisch in die kalte Winterluft empor.

Harald wanderte noch etwa eine Stunde lang, die Hände in die Taschen seines Überziehers versenkt, den Spazierstock unter dem Arm eingeklemmt, planlos durch die winzigen Gäßchen und „Gruben“, wie man einen Teil der Lübecker Straßen nennt. Auf einer der Brücken blieb er stehen und schaute in das dunkle Wasser der Trabe. Dann ging er mit in der Stille hallenden Schritten zum Wasser hinab, wo aus Schenken Gesang von Matrosen eines fremden Landes erscholl. Allüberall begleitete ihn das Bild des Mädchens, das er so häufig auf der Bühne sah, das ihm aber ebenso fern stand wie einer der Sterne, die aus den Wolkenseken des winterlichen Himmels, an dem alles auf Schnee deutete, herverlugten.

Am Morgen nach der Aufführung des „Eigenerbarons“ hatte Henriette Santen tiefe Schatten unter den Augen. Ihre feinen Gesichtszüge waren blaß und abgespannt. Sie schickte das Mädchen ihrer Zimmerwirtin mit der Meldung, daß sie krank wäre, in die Theaterkassette.

Dann lag sie apathisch auf der Chaiselongue und wies die zahlreichen Hausmittelchen zurück, die ihre mütterliche Freundin und Beschützerin Frau Amalie Schimmelbed — von ihr der Kürze halber mit dem Rosenamen „Schimmelmchen“ genannt — ihr aufzwingen wollte.

Frau Schimmelbed trug heute ein regenbogenfarbenes Seidenkleid. Der Fond einer bunten Theatergarderobe, aus dem sie sich ihre Gewänder zurechtschneiderte, schien unerschöpflich zu sein.

„Genrika, Herzchen, was fehlt dir heute?“ fragte sie und strich liebevoll über das wellige Haar der regungslos Daliegenden.

Der Pudel kam schweißbedend herangetrüppelt und leckte die herabhängende Hand der jungen Sängerin.

Da brach sie plötzlich in ein heißes Schluchzen aus: „Ihr — ihr beide habt mich lieb, du, mein altes Schimmelmchen, und das treue, unvernünftige Tier. Sonst mag mich niemand auf der ganzen Welt“, stammelte sie unter ihren Tränen. „In fremde Formen wollten sie mich zwingen, und als ich meinen eigenen Weg ging, da haben sie mich verdammt — mich undankbar gescholten, am meisten, das weiß ich, der hochmütige, herzlose Mensch, den ich gestern neben seinem Bruder in der Theaterloge wieder sah.“

„Der Bruder des Barons Strodtmann? Aber, Herzchen, was geht er dich jetzt noch an?“ beschwichtigte Schimmelmchen. „Sei verständig, Genrika, mein Liebling, du bist doch sonst so beisspiellos tapfer. Wenn man bedenkt, was du in kurzer Zeit erreicht hast. . . . Das, wonach andere jahrelang vergeblich streben. Dir fällt in deiner Kunst fast alles mühelos zu. Trink jetzt etwas Heißes, Kindchen, du hast dich gestern abend beim Nachhausekommen aus dem Theater sicher erkältet, es wehte so scharf an den Straßenecken.“

Doch Genrika wehrte ab.

„Ich bin nicht krank, Schimmelmchen, nur elend, zum Sterben elend. Die Vergangenheit steht vor mir — die ganze schlaflose Nacht hindurch habe ich sie wie so oft schon wieder durchlebt, meine schwere Kindheit drüben in Kanada — seit Großmutters Tode kümmerten sich ja nur Fremde um mich — du weißt es, Schimmelmchen, du, selber, eine Fremde, hast dich ja meiner angenommen — schon damals auf der Überfahrt aus Kanada nach Deutschland.“

„Ja, Kindchen, was war denn Großes dabei . . . ? Du tatest mir so leid mit deinen traurigen Augen und deinem armseligen grauschwarzen Hähnchen. Wie ein richtiges, verlassenes Aischenbrödelchen kamst du mir vor.“

Frau Amalie Schimmelbed hatte sich neben Genrika auf den Rand der Chaiselongue gesetzt und streichelte sanft die Hände des jungen Mädchens.

„Es war wie ein Fingerzeig des Schicksals“, fuhr sie fort, „daß ich dir bei der Landung in Hamburg meine Adresse gab. Ich hatte bereits damals das Vorgefühl, daß du eines Tages dich um Rat und Hilfe an mich wenden würdest. Ich war ja selber arm — bin's noch — aber es reicht zum Glück doch zu einem bescheidenen Leben. Wir, mein armer Mann und ich, hatten ja in Amerika all unsere Eriparrnisse verloren. Es ging ja zuerst ganz flott mit dem Konfektionsgeschäft, aber mein guter Mann verstand das Rechnen nicht und ließ sich immer wieder übervorteilen. Wenn ich nicht zu Schneider verstanden hätte, wäre es mir als mittellose Witwe übel ergangen, solange der Prozeß um den Nachlaß meines Mannes schwebte. So war ich froh, daß ich Theater Schneiderin werden konnte. Ich hab's dir ja schon oft erzählt, aber ich rede noch immer so gern von jenen Zeiten, so schwer sie auch mitunter waren. Die Damen vom Theater schenkten mir so viel abgelegte Sachen, daß ich die wohl bis an mein Lebensende auftragen werde. Es ist, wie es scheint, mein Los, immer-

zu mit dem Theater in Verbindung zu bleiben. Du wirst noch Großes in deiner Kunst erreichen, Henrika, denk an meine Worte."

Henrika dy Santos blinnte mit einem düsteren, umflorten Blick ins Weite: "Wenn ich Heino Gelters Urteil als für mich maßgebend betrachten kann, dann wohl, ja, es ist mir gegliückt, überraschend gegliückt, — aber richtiges Glück ist es doch nicht . . ."

"Ja, Herzchen, wo fehlt es denn?"

"Ach, Schimmelschen, frage mich nicht danach, ich weiß es ja selber nicht zu sagen. Seit ich gestern Fred Delarue im Theater wiedergesehen habe, ist alles so verwirrt in mir . . . Die alten Erinnerungen sind übermächtig . . . Sie quälen mich. Mir ist's, als ob mir durch diesen Menschen nur Unheil kommen müßte."

"Das sind lauter Hirngepinste."

"Nein, nein, Fred Delarue war mir immer feindlich gesinnt, das habe ich nur zu deutlich gefühlt. Er bemitleidete seinen Freund, konnte es nicht verstehen, daß dieser sich meiner angenommen hatte, mich heiraten wollte. Er schämte sich auf dem Dampfer meiner. Ich war armselig gekleidet und hatte schlechte Manieren. Im liebsten hätte er mich damals im Zwischendeck verstaubt. Es war ihm eine Überwindung, sich an meiner Seite zu zeigen. Wenn er es wüßte, daß sein Bruder mich nun schon wochenlang mit seinem Werben verfolgt, wenn er wüßte, daß Henriette Santen Henrika dy Santos ist . . . Henriette Santen wäre ihm lieber als Henrika dy Santos, die Großtochter des spanischen Abenteurers, dessen Vorfahren Granden gewesen waren. Ich sehe noch so deutlich sein mokantes Lächeln, als Hans Grönning ihm von dieser meiner Abstammung in meiner Gegenwart erzählte. Er glaubte es natürlich nicht, daß wir einem uralten spanischen Adelsgeschlecht entstammen."

"Henrika", sagte Frau Amalie Schimmelbeck, "deine ganze Aufregung kommt daher, weil du fürchtest, Herr Delarue könnte sich trennend zwischen dich und seinen Stiefbruder stellen. Aber du hast ja bisher jede Annäherung des jungen Barons schroff abgewiesen, obgleich er dir gefällt. Wenn er es aber, woran ich nicht zweifle, ernst meint . . . Wenn er dich wirklich lieb hat, so wird er dich auch gegen den Willen seines Bruders zur Baronin Strodtmann machen."

Henrika verbarg ihr vom Weinen rotes Gesicht in die seidenen Kissen der Chaiselongue.

Sie lag wieder regungslos da . . . Minuten verrannen . . . Leise erhob sich die alte Frau und schlich unhörbar aus dem Gemach . . . Sie schlief, dachte sie zufrieden, sie wird nach dem Erwachen ruhiger werden, sie hat ihren Nerven in der letzten Zeit zu viel zugeknetet.

Vor Henrikas Chaiselongue, den Kopf auf den Vorperipoten, lag wie ein treuer Wächter ihres Schlummers Regus, der weiße Pudel.

Auf dem Bettel, der im vergitterten Kasten vor dem Theater aufgehängt war, stand: "Wegen Erkrankung des Fräuleins Henriette Santen veränderter Spielplan."

Garald Strodtmann, der seinen Bruder zur Bahn gebracht hatte, las die Ankündigung wohl fünfmal hintereinander. Dann mochte er kehrt und eilte spornstreichs in das Kontor. Kunstmännchen mußte unverzüglich in die Königstraße, wo Henriette Santen die kleine möblierte Wohnung gemietet hatte.

Diesmal war der Köhnstädtsche Stift mit einem kostbaren Orchideenstrauch bewaffnet, und siehe da, er kehrte ohne die Blumen zu seinem Auftraggeber zurück und bestellte wortgetreu: "Fräulein Santen ließe bestens danken, und es ginge ihr schon besser."

Garald ahnte nicht, daß Schimmelschen der gute Geist gewesen war, der dem Boten die Orchideen abgenommen und ihm den Bescheid aufgetragen hatte.

Als Henrika an diesem Abend am Teetisch erschien, in einen weichen, hellen Schlafrock gehüllt, da leuchtete

ihr die Orchideenpracht inmitten der Schüsseln mit kaltem Aufschnitt entgegen.

"Es hat wirklich keinen Zweck, gegen den netten, jungen Menschen auf die Dauer so unartig zu sein, mein liebes Herz", sagte die alte Frau. "Hier stehen die Strodtmannschen Blumen nun einmal — wenn du magst, Henrika, so wirf sie in die Mütze oder aus dem Fenster, es wäre aber schade um die herrlichen, teuren Blüten. Was quälst du den armen Menschen — er verzehrt sich in Sorge deinetwegen, wo er doch auf dem Theaterzettel gelesen hat, daß du krank bist. Hör' ihn doch bloß einmal an, und wenn er dich lieb hat, und es ehrlich damit meint, und wenn du ihn magst . . ."

"Ich bin eine Operettensängerin", unterbrach Henrika voller Bitterkeit den Redefluß der anderen.

"Bisher warst du doch so zufrieden mit deinem Beruf und so stolz darauf, unabhängig zu sein. Hättest du lieber bei den Grönings bleiben wollen — wärst du lieber Hans Grönings Frau geworden — so ganz ohne Liebe? Du hast mir doch wiederholt gesagt, daß dir davor gegraut hat . . ."

"Hans Grönings Frau — nein — nein, lieber wäre ich in die Spree gegangen, wenn ich keinen anderen Ausweg gefunden hätte."

"Nun also, mein Herzblatt. Was ist denn groß dabei, wenn ein Baron Strodtmann, ein Millionär, eine vom Theater heiratet? Das haben vor ihm schon so und soviel hohe Fürstlichkeiten getan. Du bist eine Künstlerin von Gottes Gnaden und ein Mädchen von tadelloser Familie. Ja — und nun nimm eine heiße Tasse Tee, morgen wird sich der Theaterarzt melden lassen, der soll dir etwas für deine angegriffenen Nerven verschreiben."

(Fortsetzung folgt.)



Verwendete Zeit ist Dasein; gebrauchte Zeit ist Leben.
Young.

Johanna Schopenhauer und Goethe.

(Zum 150. Geburtstage der Dichterin, 9. Juli.)

Johanna Schopenhauer, deren 150. Geburtstag auf den 9. Juli fällt, lebt in unserer Erinnerung nicht nur als die Mutter des berühmten Philosophen fort, sondern auch als eine bedeutende Frau, deren gesellschaftliche Stellung und deren schriftstellerische Gaben ihr einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Kultur ihrer Zeit sicherten. Sie hat mit ihren zahlreichen Romanen, deren sentimentale Überstiegenheit sie heute freilich nur noch als Zeugnis der damaligen literarischen Mode wertvoll macht, ein großes und legerisiertes Publikum gefunden; sie hat in ihren Reisebildern, die viel Welt- und Lebenskenntnis und einen frischen Blick für kunsthistorische Dinge verraten, anschauliche Bilder ihrer Gegenwart festgehalten, vor allem aber in ihren Tagebüchern und Lebenserinnerungen ein unschätzbares Material für Geschichte Weimars und Goethes beigesteuert. Die bedeutende Eigenart ihrer Persönlichkeit offenbart sich am stärksten in diesen engen freundschaftlichen Beziehungen zu Goethe, in der hervorragenden Stellung, die sie sich im Alm-Athen zu erwerben wußte. Nach dem Tode ihres Vaters war die 13jährige, aus einem Danziger Patriziergeschlecht stammende Kaufmannswitwe mit ihrem Töchterchen Adèle nach Weimar übergesiedelt; den Sohn, in dem sich der geniale Sonderling schon damals regte, ließ sie in Homburg, wo er Kaufmann werden sollte. Sie kam sogleich in jene grausige Franzosentage des Oktobers 1806 hinein und bewachte dabei ihre menschenfreundliche Thätigkeit auf das Beste. Wenn sie einmal gesagt hat: "Je mehr Unglück ich in der Welt erlebe, desto besser bin ich mit den Menschen zufrieden," so konnte sie nun ihre Menschenliebe in reichstem Maße stärken; sie linderte das Elend, wo sie es fand, und wurde, wie Goethe sagt, "durch diese Feuerprobe zur Weimaranerin." Auch als das Schlimmste vorüber war, wurde ihre Gegenwart noch weiter von glücklichstem Einfluß. Goethe war es, der zu ihr sagte, da der Winter trüber als sonst heranrückte, müßten sie auch zusammenrücken, um einander die

Tage wechselseitig zu erhellten. So entstanden die Teeabende im Hause der Schopenhauer, der erste bürgerliche „Salon“, der berühmt ist in der Geschichte unserer Geselligkeit wegen der hier unter Goethes Führung entfalteten Gesellschaftskultur. „Alle Abend“, so kann sie schon im Oktober 1806 ihrem Sohne berichten, „so lange diese Tage des Trübsals währen, versammeln sich meine Bekannten um mich her; ich gebe ihnen Tee und Butterbrot im strengsten Verstande des Wortes. Es wird kein Licht mehr als gewöhnlich angezündet, und doch kommen sie immer wieder, und ihnen ist wohl bei mir: Meyer, Fernow, Goethe bisweilen, sind darunter.“ Stolz konnte sie ihm später mitteilen, daß ihr Zirkel in ganz Deutschland nirgends seines gleichen fände. Goethes Freundschaft gewann sie besonders dadurch, daß sie die erste war, die seine Frau Christiane gesellschaftlich anerkannte und herzlich bei sich aufnahm. Der Dichter bildete natürlich den Mittelpunkt des Kreises, von dem alles Licht und alles Leben ausging. „Es ist das vollkommenste Wesen, das ich kenne, auch im Äußern“, so schildert ihn Frau Schopenhauer „eine hohe, schöne Gestalt, die sich sehr gerade hält, sehr sorgfältig gekleidet, immer schwarz oder ganz dunkelblau, die Haare recht geschmackvoll frisiert und gepudert, wie es seinem Alter ziemt, und ein gar prächtiges Gesicht mit zwei klaren braunen Augen, die mild und durchdringend zugleich sind. Wenn er spricht, verschönert er sich unglaublich; ich kann ihn dann nicht genug ansehen. . . . Es ist wahr, er sieht so königlich aus, daß bei ihm die gemeinste Höflichkeit wie Herablassung erscheint, und er selbst scheint das gar nicht zu wissen, sondern geht so in seiner stillen Herrlichkeit wie die Sonne.“

Goethe las den Anwesenden vor, besonders Calderon, den er damals sehr verehrte, und Johanna hat uns eine wunderbolle Schilderung des Vorlesers Goethe gegeben; er zeigte neue Kunstblätter, zeichnete und hörte seine Gedichte an, die ihm in der Vertonung von Zelter oder Reichard vorgesungen wurden. Alle entzückt er durch seine komischen Improvisationen, seine Redereien und die von ihm veranstalteten Maskeraden. Von dieser Unterhaltungskunst des alternden Goethe erfahren wir am meisten aus den Briefen der Frau, deren angenehmes Haus ihm zu dieser Entfaltung seiner Persönlichkeit Gelegenheit gab. Jeder Fremde von einiger Bedeutung, der nach Weimar kam, suchte bei ihr eingeführt zu werden, und nicht nur den bei ihr verkehrenden „Celebritäten“ galt die Aufmerksamkeit, sondern auch der Wirtin selbst, die ja eine berühmte Frau war. Ihre Eitelkeit, ihre umfassende Bildung, die sie gern zur Schau trug, ihr geistreiches Schwärzbrägen im Gespräch stießen manch feine Natur ab. So war sie Wilhelm v. Humboldt „durch Figur, Stimme und affektiertes Wesen fatal“, und auch Goethe flüchtete wohl einmal vor der „redseligen Dame Schopenhauer“, als sie ihn „mit unbändigen Fragen nach dem Ursprung der Seele beinahe toll gemacht hatte.“ Im allgemeinen aber wird doch gerade ihr zurückhaltendes und gastfreundlich liebenswertes Wesen in ihrem Hause betont, und durch ihre reichen Kenntnisse und Erfahrungen, durch ihr Zusammenleben mit den bedeutendsten Menschen ihrer Zeit enthielt ihre Persönlichkeit einen solchen Zauber, daß sie den Mitlebenden Bedeutendes zu geben wußte und noch heute aus ihren Briefen und Schriften zu uns mit dem eindrucksvollen Klang einer ungewöhnlichen Natur spricht.



Aus der Kriegszeit.

Eine französische Hundeeisenbahn in den Vogesen. Ein neues Kapitel zur Anteilnahme der Tiere an den mannigfachen Aufgaben und Arbeiten im Dienste des Krieges liefert eine den französischen Blättern zu entnehmende Schilderung der französischen Hundeeisenbahn, die in den letzten Wintern hinter der feindlichen Schützenlinie betrieben wurde. Da die Franzosen die großen Transporte in den Vogesen wegen der Schneemassen nicht zu bewältigen vermochten, ging die französische Heeresleitung daran, die schon seit längerer Zeit in Vorschlag gebrachte Idee einer Hundeeisenbahn zur Ausführung zu bringen. Zu diesem Zweck wurden mehrere Hunderte dressierte Hunde aus Alaska, dem nordwestlichen Kanada und Labrador an die Front gebracht. Die Hunde, die zuerst Schlitten zogen, wurden dann ihrer

neuen Bestimmung als „Eisenbahnhunde“ überantwortet. Man baute eine ebenso kleine wie leichte Eiseneisenbahn, auf der wegen der fortwährenden steilen Steigungen keine Lokomotive zu verkehren vermochte. Die Hunde mußten die Maschinakraft vertreten, indem sie vor die kleinen Lastwagen gespannt wurden, um dieselben die schroffen Hänge emporzuziehen. Bei dieser Gelegenheit zeigten sich die schon früher bei Nordpolexpeditionen mit Vorliebe verwendeten Hunde aus Alaska am brauchbarsten. Die neuartige Kriegseinrichtung der Hundeeisenbahn an der Front wurde auch Vertretern des englischen Heeres vorgeführt und gegebenenfalls zur Nachahmung empfohlen.

Ein Rechtsstreit um Kitcheners Testament. Das Testament Kitcheners, das nunmehr eröffnet wurde, enthält nicht nur eine Menge interessanter Einzelheiten, sondern gibt auch Veranlassung zu einem höchst eigenartigen Rechtsstreit. Kitchener machte sein Testament drei Monate nach Kriegsausbruch, am 2. November 1914, und seine Hinterlassenschaft hat den Gesamtwert von 3208 420 M. Er vermachte verschiedene Legate seinem Bruder, der als Oberst in Ostafrika Dienst tut, sowie einer Anzahl seiner Verwandten, die hohe militärische Posten bekleiden. Ungelärt ist aber vorläufig, wem ein Legat von jährlich 4000 M. zu fallen soll, das Kitchener testamentarisch seinem Lieblingsadjutanten, dem Oberst Oswald Fritz Gerald, vermachte. Der Adjutant war nämlich mit Kitchener auf der „Campschire“ und ging mit seinem Vorgesetzten unter. Während Kitcheners Leiche unauffindbar blieb, wurde Oberst Fritz Gerald aus dem Wasser gezogen und in England begraben. Die Frage ist nun, ob der Oberst vor Kitchener oder nach ihm den Tod in den Wellen fand. Im ersteren Fall könnte das Legat seiner erbberechtigten Familie nicht zugeführt werden, da er vor Kitcheners Ableben gestorben wäre und, wenn der Unterschied auch nur wenige Minuten betragen mochte, hierdurch nach englischem Gesetz nicht mehr als Erbe betrachtet werden könnte. Allerdings scheint es ziemlich aussichtslos, diese verzwickte Frage noch nachträglich jemals lösen zu können, und man ist in Londoner Kreisen außerordentlich gespannt darauf, wie das Gericht sich in diesem einzig dastehenden Falle verhalten wird.

Das Arsenal von Venedig. Das Arsenal von Venedig, das durch die Brandbomben österreichischer Marineflieger schwer beschädigt wurde, gehört zu den berühmtesten Bauwerken der Lagunenstadt. Der frühere Kriegsrühm Venedigs ist mit dem Arsenal durch Jahrhunderte eng verknüpft. Hier wurden die Flotten gebaut, die Venedigs einstige Seeherrschaft begründeten. Das Arsenal wurde an seiner jetzigen Stelle im Jahre 1104 gegründet. Die erste wesentliche Vergrößerung und Verbesserung des Baues wurde im Jahre 1304 vorgenommen und bis heute wurden die Anlagen noch fünfmal umgebaut und vergrößert. In der Zeit des kriegerischen Ruhmes Venedigs wurden in dem Arsenal 16 000 Arbeiter beschäftigt, allmählich ging dann die Bedeutung der Anlagen zurück, und im 17. Jahrhundert verfügte das Arsenal nur noch über 3000 Arbeiter, gegen Ende der Republik wurden darin ungefähr 2500 Leute beschäftigt. Das heutige Arsenal, das eine Größe von 33 Hektar hat und rings durch Mauern und Festungswerke gegen die Außenwelt abgeschlossen ist, birgt vor allem große Werkstattanlagen für den Bau von Schiffen, die dazugehörigen Trockendocks, Bassins und Magazine, daneben bedeutende Werkstätten und eine wichtige Geschützgießerei. In den Umfassungswerken ist ein Frührenaissancesektor, aus dem 15. Jahrhundert stammend, gut erhalten, und vor diesem Tore sind die bekannten vier Marmorlöwen aufgestellt. Über dem mit Bildhauerarbeiten aus der Schule Sansovinos reichgeschmückten Eingangstor steht eine Statue der heiligen Justine von Cambragna. Bei den Venedig besuchenden Fremden war das Arsenal durch ein Museum bekannt, das vornehme Schiffmodelle, Rüstzeug und Waffen aller Art enthält. Hier ruhen die Erinnerungen an Venedigs verschwundene Größe, darunter der angebliche Lederhelm Attilas, Fahnen aus der Schlacht von Lepanto und auch Folterwerkzeuge, die noch der Zeit der Inquisition entstammen. Auch die Reste des letzten Aufstaus, des Prachtschiffes, das die Dogen bei der Feier des Himmelfahrtstages zu benutzen pflegten, um die Stadt Venedig durch das Versenken eines Ringes mit der Adria symbolisch zu verabschieden, werden in dem Museum des Arsenal aufbewahrt. Dieses letzte venezianische Staatsschiff wurde 1793 durch die Franzosen vernichtet.

Schach

Alle die Schachbecke betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden.

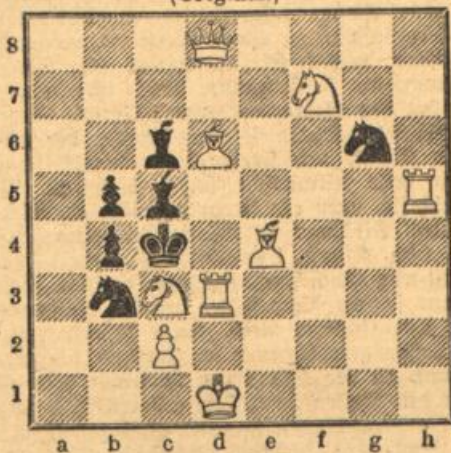
Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße. Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 9. Juli 1916.

Aufgaben.

467. Theodor Bode in Wiesbaden. (Original.)



Matt in 2 Zügen.

468. G. Enderlein in Leipzig.

Weiß: Kb3, Dh4, Lb5, Sd2, d6, Bc3, c4. (7 Stück.)
Schwarz: Ka5, Tg7, La8, Se3, Bb6. (5 Stück.)

Matt in 3 Zügen.

Partie 171.

Die Schlacht von Tannenberg.
Von Anton Werk in Wiesbaden.

Weiß: Rußland. Schwarz: Deutschland.

- | | | | |
|--------------------------|-----------------------|--------------------------|----------------------|
| 1. b2—b4 | e7—e6 | 12. Dh8×c8 | d4×c3 |
| 2. Lc1—b2 | Sg8—f6 | 13. Lb2—c1 | Sb8—d7 |
| 3. d2—a3 | c7—c5 | 14. Dc8×a8 ⁶⁾ | Da5×b5 ⁷⁾ |
| 4. b4—b5 | d7—d5 | 15. Lc1—f4 | Db5—d5 [†] |
| 5. d2—d4 | Dd8—a5 ^{†1)} | 16. Kd1—c1 | Lf2—e3 [†] |
| 6. Sb1—c3 | Sf6—e4 | 17. Lf4×e3 ⁹⁾ | Se4—f2 |
| 7. Dd1—d3 ²⁾ | c5×d4 | 18. Le3×f2 | Dd5—d2 [†] |
| 8. Dd3×d4 | Lf8—c5 ³⁾ | 19. Kc1—b1 | Dd2—d1 [†] |
| 9. Dd3×g7 | Lc5×f2 ⁴⁾ | 20. Kbl—a2 | Dd1×c2 |
| 10. Ke1—d1 | d5—d4 | | Matt. ♀ |
| 11. Dg7×h8 ⁵⁾ | Ke8—e7 | | |

¹⁾ Die Kosakenhorden links sind zwar ziemlich weit vorgedrungen, aber Hindenburg (Dd8) gibt jetzt ein kleines Schach, welches von den Russen nicht nach Gebühr gewürdigt wird. — ²⁾ Nikolajewitsch (Dd1) sieht sich den Kriegsschauplatz etwas genauer an. — ³⁾ Von seiner Inspektion befriedigt, läßt er sich von der winzigen Ulanenpatrouille (Lc5) nicht stören und unternimmt einen Einfall ins feindliche Land, wo ihm reichliche Beute winkt. — ⁴⁾ Nur eine Ankitzelung. — ⁵⁾ Jetzt wird frisch-fröhlich geplündert; Hindenburg (a5) lächelt schon leise. — ⁶⁾ Die Beute war schön und reichlich, doch — ⁷⁾ jetzt erscheint auch Hindenburg auf der Bildfläche und droht allerlei Unannehmlichkeiten (z. B. Schach auf d5). Nikolajewitsch hat sich zu weit entfernt und kann nicht mehr zurecht kommen. Links (Quadrat a1—a3 c3—c1) sieht man das masurische Seeungeheuer, welches drauend seinen Rachen aufsperrt. — ⁸⁾ Weiß nimmt in seiner Verzweiflung noch etwas Fraß zu sich.

Auflösungen.

Nr. 464 (3 Züge). 1. Tg4, L×g4 2. Se4—g3+; 1. . . . T×g4 2. Df3+; 1. . . . D×e2, —c1(+) 2. D(×)cl+; 1. . . . Tf5 2. Tg1+.

Richtig gelöst von: F. S., Dr. M., J. K., Wdw., N. H. und A. Dl. in Wiesbaden.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Merkrätsel.

Badereise, Holznapf, Nothelfer, Einfälle, Fettniere, Nachlicht, Schweigen, Stadtvolk, Rumstück, Katzenjammer. Von jedem Wort sind drei nebeneinanderstehende Buchstaben zu merken, die dann im Zusammenhang gelesen, einen Sinnspruch ergeben.

Aus dem Felde.

Ein Landsturmmann auf einsamer Wacht
Hat dieses Rätsel sich ausgedacht,
Weil die Kam'raden im Schützengraben
Viel Witz und Lust zum Raten haben.
So hört! Vier Pärchen soll man verbinden.
Das erste ist in Genf zu finden,
Das zweite steckt im Armenhaus,
Das dritte guckt beim Ansturm 'raus,
Das vierte bringt der Schlendrian. —
Das Ganze sieht sich herrlich an.
Es schirmt mit stark bewährter Hand
Die Ehre und das Vaterland.

H. Sch. (im Felde.)

Zahlendreieck.

1					
2	6				
3	5	5			
3	5	7	7		
4	8	5	9	10	
5	9	11	8	5	7

Statt der Zahlen sind passende Buchstaben zu setzen, sodaß die senkrechte Außenreihe einen feindlichen Feldherrn bezeichnet, während die wagerechten Reihen bedeuten:

1. Buchstaben.
2. Fluß in Sibirien.
3. Märchengestalt.
4. Natürliches Kleid.
5. Deutscher Fluß.
6. Baumfrucht.

Worträtsel.

Vom Garten meist, vom Feld auch komm' ich her,
Bin beißend oft, werd' d'rum gebissen sehr,
Ich schieße auch, treff' aber nimmermehr.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 303.

Bilderrätsel: Ostenurlauber. — Aus dem Schützengraben: Pfingsten im Felde. (a Pfennig, b Stern, c Irma, d Feld, e Degen.) — **Rätselfragen:** 1. Hunger und Durst. 2. Auf dem Wasser. 3. Wenn man zwei Säcke übereinander zieht und den inneren füllt. 4. Nirgends, die Trauben wachsen. 5. Beide gehen von Mund zu Mund. — **Füllrätsel:** Patrouillen. (Apfel, Stall, Wette, Barke, Lotto, Mauer, Stein, Falke, Altar, Riese, Minna.)

Für die Kinder.

Die Knacknuß in der letzten Nummer der Illustr. Kinder-Zeitung des Wiesbadener Tagblatts¹⁾ läßt leider verschiedene Lösungen zu. Diese Unstimmigkeit mag der Grund gewesen sein, daß nur Wenige eine Lösung einsandten. Richtige Lösungen erhielten wir von: Agnes Bleichenbach, Helene und Heinrich Groß, Fritz Herrlein, Max Kamenetzky, Röschen Werner und Elise Weingärtner in Wiesbaden.

Der Landbote.

Volkstümliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 7.

— o Erscheint allmonatlich. o —

1916.



Großmütterleins Stübchen.

Großmütterleins Stübchen, so lieb und vertraut,
Mit all den bezaubernden Dingen!
Aus dämmerndem Winkel ein Märlein noch schaut,
Und heimliche Lieder erklingen.

Vergangenheit duftet aus Lade und Schrein,
Und träumt aus verblichenen Rahmen.
Mit zärtlichem Lächeln hüllt Liebe mich ein,
Gibt wieder, was andre mir nahmen!

Im sonnigen Erker das Nähtischlein steht,
Da grüßt mich's mit gültigen Blicken:
„Herein nur, mein Wildfang, sag' an, wie dir's geht!
Wo gilt es wohl wieder zu flüchten?“

Viel Risse stets gab es in Schürze und Kleid;
Du hast sie getreulich verbunden;
Und bracht' ich dir weinend ein zehrendes Leid:
Auch dann hast du Balsam gefunden.

Nun berg' ich die Stirne voll brennender Qual
Tief in die verlassenen Kissen.
„Großmütterlein!“ — Wehe, es war doch einmal . . .
Muß selber die Wege nun wissen.

Großmütterlein, trautes, im schneeigen Haar,
Das Auge voll Jugend und Schimmer!
So mutig die Seele, — bewährt in Gefahr:
Dein Lieben —
es segnet noch immer!

Marie Sauer.

Ein ungesprochenes Wort.

Von Adolf Glaser.*)

Auf der sanft ansteigenden Landstraße bei Waldkirch schritten vor vielen Jahren zwei junge Leute nebeneinander hin. Das Mädchen, in der kleidsamen Tracht der Bewohnerinnen der Gegend, war die schöne Leni, damals ein blutjunges Geschöpf von siebzehn Jahren, und der junge Mann, der im einfachen Reiseanzuge etwas gemessenen Schrittes einherging, und schon durch die Brille, die er trug, sich von den Landbewohnern unterschied, war Joseph Bergmeister, ihr Pflegebruder, vier bis fünf Jahre älter als Leni, und seit seinem zehnten Jahr im Hause ihrer Mutter, der Gastwirtin und Posthalterin zu Waldkirch.

Beide sahen sich von Zeit zu Zeit um und spähten den Weg zurück, denn sie waren dem Postwagen vorausgegangen, der von Waldkirch nachkommen mußte. Der junge Mann sprach eifrig und in etwas salbungsvollem Ton, und Leni schien ihm aufmerksam zuzuhören; in Wahrheit aber schien dies nur so, denn ihre Gedanken waren nicht bei dem, was Joseph Bergmeister sprach, sondern bei etwas ganz anderem, was sie lieber von ihm zu hören wünschte. Immer ängstlicher wurden die Blicke des jungen Mädchens, wenn sie sich umsah — und endlich, als der Postwagen um die Ecke bog und auf dem jetzt eben hinlaufenden Wege näher und näher kam, erblaßte

Leni in heftiger Erregung. Bald darauf hatte der Postwagen die Fußwandlerer eingeholt: sie blieben stehen, und Joseph erfaßte beide Hände des Mädchens.

„Zum letzten Male denn“, sagte er, „leb' wohl, Leni, und präge Dir alles wohl ein, was ich Dir wegen der Mutter gesagt habe. Behüt' Dich Gott!“ Darauf schüttelte er ihr herzlich die Hände, stieg in den leeren Postwagen, dessen Tür der Kondukteur, der in Waldkirch schon Josephs Gepäck aufgeladen hatte und von Lenis Mutter mit einer Extraerquidung regaliert worden war, freundlich lächelnd öffnete und kräftig wieder zuschlug, und rasch trabten die Pferde den von da an sanft abfallenden Weg weiter.

Das Mädchen hatte ganz verdußt die letzten Worte Josephs gehört. Zu erwidern vermochte sie nichts, als: „Ja, ja, Joseph!“ Als die Wagentür zugeschlagen wurde, durchfuhr sie ein Schreck; sie dankte dem Kondukteur nicht einmal für seinen Abschiedsgruß und blickte nur immer dem dahinrollenden Wagen starr und bewegungslos nach. Erst nach einer geraumen Weile, als er schon lange verschwunden war, begann sie sich, seufzte schmerzlich auf und setzte sich auf den Meilenstein an der Seite der Landstraße nieder, wo sie lange sitzen blieb, um bitterlich zu weinen.

„Nun weiß ich's gewiß“, sagte sie zu sich selbst, „wie es mit uns Zwei steht. Wie konnte ich albern Ding auch denken, daß er aus der Kinderei Ernst machen werde! Ich hätte ihn freilich herzlich lieb haben wollen und hätte treu auf ihn gewartet die ganzen Jahre lang, aber das kann jede, und ein so grundgelehrter Mann, wie Joseph, verlangt mehr als das und mehr, als ein Dorfmädchen ihm bieten kann. Ein braves Herz hat er, und was er mir alles gesagt hat, wie ich mich gegen die Mutter verhalten soll, war gewiß schön und gut; aber ich hatte auf ganz etwas anderes gewartet. Nun weiß ich gewiß, daß es nicht sein soll, und so muß ich mich darein finden und mir ihn aus dem Sinn schlagen, so schwer es mir auch wird.“

Sie blieb noch eine Weile sitzen; dann trocknete sie die Augen und ging langsam nach Waldkirch zurück, wo die Mutter sie erwartete, um nochmals mit ihr über Josephs Abreise zu weinen. Die eigentliche Ursache, weshalb Leni sogar schmerzlich schluchzte, konnte die Mutter freilich nicht ahnen.

* * *

Joseph hatte sich inzwischen in die Wagenecke gedrückt und suchte seine Wehmut zu verwinden. Leicht wurde es ihm nicht; denn, wenn er auch einer genügsamen und ereignisvollen Zeit entgegenging, so hatte er doch für lange Zeit Abschied genommen von der Heimat und den wenigen Menschen, die es wahrhaft gut mit ihm meinten und an die er gekettet war durch die Erinnerungen einer froh verlebten Kindheit und zugleich durch die Gefühle der innigsten Dankbarkeit und Liebe. War auch seine Empfindung nicht mit derjenigen zu vergleichen, welche die arme Leni auf ihrem Wegzweine bekämpfte, so schnürte es ihm doch das Herz zusammen, daß er die Lieben verlassen mußte. Joseph war eine besonnene, äußerlich etwas unbeholfene, innerlich tiefgefühlende Natur. Während er in seinen Bestrebungen stets klar das Ziel in's Auge faßte und unabweichend, mit dem eifrigsten Fleiße und strenger Beharrlichkeit demselben zuschritt, war er in vielen kleinen Angelegenheiten des täglichen Verkehrs ungeschickt und ratlos. Als elternlose Waise hatte ihn Lenis Mutter einst ins Haus genommen, nachdem ihr Mann gestorben und sie mit dem

*) Adolf Glaser, geb. 1829 in Wiesbaden, gest. 1916 in Freiburg i. B. Im „Altnachrichten Kalender für 1917“, der im Herbst d. J. erscheint, werden unsere Geier eine ausführliche Würdigung unseres in seiner engeren Heimat viel zu wenig bekannten Landmannes finden. D. Schriftstg.

kleinen Mädchen allein geblieben war. Frühzeitig schon hatte der Knabe außerordentliche Begabung an den Tag gelegt, und das Lernen war seine einzige Freude. Bei den Büchern vergaß er alles, und Leni's Mutter kam bald zu der Einsicht, daß er seine Bestimmung in einer höheren geistigen Ausbildung finden werde. Nachdem der Schulmeister und der Pfarrer zu Waldfirch ihn nichts mehr lehren konnten, hatte er das Gymnasium und dann sogar die Universität besucht. Alles dies ermöglichte die brave Pflegemutter, und sie tat es gern, da sie sah, daß aus Joseph etwas Tüchtiges ward. Die Ferien hatte dieser stets im Waldfircher Gasthause zugebracht, und diese Zeit war für Leni und die Mutter eine freudenvolle. Leni war gewohnt, daß Joseph als der ältere und viel geschicktere sie von jeher ein wenig schulmeisterle, was sie nicht nur gern von ihm annahm, sondern sogar wünschte und verlangte.

Joseph's gereifterer Verstand erkannte des Mädchens durch und durch gesundes Gemüt, und die reinste und innigste Liebe war zwischen den beiden groß geworden, so daß sie eigentlich gar nicht anders wußten, als daß sie für einander bestimmt seien. Wenn Joseph daran dachte, wie er dereinst im Lehrfache zu einer hervorragenden Stellung zu gelangen hoffte, so war die Verbindung mit Leni immer die Krone seiner Wünsche, und er malte es sich in der Phantasie recht gemächlich aus, wie er einmal behaglich seinen Studien nachgehen und sich an Leni's unerlöschlicher Gemütsfrische stets neue Lust zum Wirken und Lebensfreude holen werde. Er war so daran gewöhnt, von der geschäftigen weiblichen Sorge umgeben zu sein, und es fehlte ihm so viel, wenn er sie entbehren mußte, daß seine Neigung für Leni mit der Dankbarkeit für die Mutter bei jedem Aufenthalt in Waldfirch wuchs. Niemals war ihm der Gedanke gekommen, daß irgend etwas sich zwischen ihn und Leni drängen könne. Leni war ganz das muntere, unbefangene Kind geblieben, als welches er sie immer gekannt hatte, und da Joseph zu sehr Bedacht war, um nicht allen direkten Gefühlsaustausch zu scheuen, so kam er nie dazu, jemals von Liebe mit dem Mädchen zu reden. Sie wußte es ja, dachte er, und das war ihm genug.

Bei Leni war es jedoch ein wenig anders. Sie war ein gescheites Mädchen, aber sie meinte, daß die Gedanken nicht zum Verstehen ausreichen. Die Gelehrsamkeit Joseph's imponierte ihr gar sehr; ein herzliches Wort wäre ihr von Zeit zu Zeit lieber gewesen, aber Joseph kam ihr jedesmal gelehrter und strenger vor. Sie hing mit ganzer Seele an ihm; in ihre Reizung mischte sich jedoch nach und nach etwas zu viel Respekt. Sie hatte zwar auch immer gedacht, daß sie einmal seine Frau werden würde, aber da er gar nicht davon sprach, war sie viel zu bescheiden, um das als eine so ausgemachte Sache anzunehmen. Nach und nach zog die Befürchtung in ihr Herz, sie sei ihm zu unbedeutend und könne seinen Ansprüchen nicht genügen.

Nun ging Joseph auf Reisen. Er sollte den Sohn eines der vornehmsten Magnaten auf einem dreijährigen Aufenthalt in Italien und Griechenland begleiten und pries diese Gelegenheit, durch welche er seine Kenntnisse und Anschauungen zu erweitern hoffte, als ein unerwartetes Glück. Die letzten Wochen hatte er in Waldfirch verlebt, wo die beiden Frauen eifrig bemüht waren, seine Reisegarderobe in Ordnung zu bringen.

Leni hatte von Tag zu Tag gehofft, daß Joseph jetzt endlich reden und Klarheit in ihr Verhältnis bringen werde, aber er war täglich mit den Vorstudien zu seiner Reise beschäftigt und beachtete des Mädchens Unruhe nicht. War er doch in die Geschichte Italiens und Griechenlands viel zu sehr vertieft, um die Auspielungen Leni's auf die Ordnung seiner eigenen Herzensangelegenheit zu verstehen! Wir haben gesehen, wie Leni ihn noch auf der Landstraße eine Strecke weit begleitete. Bis zum letzten Augenblick hoffte sie auf ein Wort der Erklärung, aber dies Wort blieb ungesprochen.

Leni glaubte nun sicher zu sein, daß sie ihm zu unbedeutend sei und er sie nicht zur Frau begehre. Zwar ging es nicht so schnell mit dem „aus dem Sinne schlagen“, aber es gelang ihr doch, und als sie nach einigen Monaten mit ihren ersten bitteren Erfahrungen abgeschlossen hatte, war sie für lange Zeit stiller geworden, und die Mädchen des Dorfes fanden sie viel weniger heiter als sonst.

Was hatte Joseph Bergmeister im Verlaufe von drei Jahren nicht alles gesehen! In seinem beobachtenden Geiste waren ferne Länder mit ihren Eigentümlichkeiten, fremde Menschen mit ihren Sitten vorübergezogen, und er hatte sich bereichert an Schätzen des Wissens nach vielerlei Seiten hin.

Kein Tag aber war vorübergegangen, ohne daß er an die Heimat und die Lieben dort dachte. Er flüchtete gleichsam in der Phantasie aus der ewigen Unruhe seines gegenwärtigen Lebens zu dem stillen Frieden des ländlichen Gasthauses zu Waldfirch. Mochte er die erhabensten Naturschönheiten anstaunen oder die prächtigen Dome und Kunstschätze großer Städte bewundern, immer gab es Augenblicke, wo das liebevolle Bild Leni vor seine Seele trat und ihm als getreuer Engel zur Seite blieb. Dann sah er das liebevolle Mädchen, wie sie voll freundlicher Geschäftigkeit in der Wirtschaft zugriff oder in sinniger Achtsamkeit ihre Blumen pflegte oder lernbegierig und bescheiden zu ihm aufschaute. Er versprach sich frohe Stunden, wenn er dereinst ihrer empfänglichen Seele von den Schätzen, die er jetzt sammelte, mitteilen und ihre Anlagen weiter ausbilden werde.

Inzwischen hatten auch seine Aussichten für die Zukunft eine weit bestimmtere Gestalt gewonnen. Der junge Edelmann, dessen Lehrer und Reisebegleiter er war, machte unter seiner Leitung bedeutende Fortschritte, und die Briefe, welche derselbe an seinen Vater schrieb, erfüllten diesen mit Zufriedenheit und Dank gegen Joseph.

Joseph hatte einige Male nach Waldfirch geschrieben und die Eindrücke geschildert, die seine Seele erfüllten. Es war vorher besprochen worden, daß an ihn nicht solle geschrieben werden, da die Briefe bei der Unsicherheit seines Aufenthalts schwer zu adressieren waren und er zugleich absichtlich nur seinen Studien und Gedanken leben wollte. Auch darin zeigte sich die Eigenart seines Naturells, dem jede praktische Erwägung fremd war.

Als die drei Jahre vorüber und die Reisenden nach Wien zurückgekehrt waren, bewirkte die günstige Einwirkung Joseph's auf seinen Jüngling eine solche Freude bei dessen Vater, daß dieser sich bemühte, seinen Dank in großartiger Weise zu betätigen. Er erwirkte für Joseph die Anwartschaft auf eine ausgezeichnete Stellung bei einer der höheren Lehranstalten Wiens.

Joseph sah sich am Ziele seiner Wünsche. Er bat seinen Gönner, die Entscheidung verschoben zu dürfen, und dieser versprach ihm, für den Fall, daß Joseph lieber in seiner engeren Heimat Tirol eine Anstellung wünsche, auch dort für ihn wirken zu wollen. Joseph beeilte sich, Waldfirch zu erreichen, um dort selbst die glückliche Botschaft zu überbringen. Leni sollte dann entscheiden, wohin sie ihm am liebsten als sein Weib folgen wolle.

* * *

Alle Erinnerungen der Kindheit erwachten in der Seele des jungen Gelehrten, als er der Heimat nahe kam. Der Postwagen durchfuhr die bekannte Gegend, und es war Joseph lieb, daß er weder den Postillon noch den Kondukteur aus früherer Zeit kannte und also ganz unvorbereitet in das liebe Haus eintreten konnte. Wenige Minuten vor dem Dorfe, an derselben Stelle, wo er damals von Leni Abschied genommen hatte, stieg er ab, denn es war ihm peinlich, in der Unruhe des Einfahrens und Abfertigungs der Post anzukommen. Er war von seliger Freude erfüllt und versprach sich so viel von diesem Wiedersehen, daß sein Herz immer heftiger schlug, je näher er dem ersehnten Ziele kam. Zwar hatte er durchaus keine Idee davon, was er sagen und wie sich alles zusammenscheiden werde, aber er wußte, daß grade hier nicht viel Worte nötig waren und er glaubte fest, daß Leni seine Empfindungen längst verstanden habe.

Er näherte sich dem Dorfe. Wie heimelte ihn alles an. Schon die Luft des Gebirges, die Färbung der mächtigen Wälder, die er in den südlichen Ländern so lange entbehrt hatte, das Rieseln der bekannten Bäche! Nun erblickte er das trauliche Gasthaus. Alles war unverändert. Die Fenster blinkten hell und waren mit Blumentöpfen geziert wie ehedem. Joseph's Blicke hingen mit inniger Rührung an allen diesen Einzelheiten. Und jetzt — täuschte er sich nicht — jetzt sah er sie, deren Bild seine liebevolle Seele so treu bewahrt hatte. An der Einfahrt des Hauses stand sie und hielt ein Kind auf dem Arme.

Joseph näherte sich. Noch nie hatte er Veni so hübsch geglaubt, wie sie ihm in diesem Augenblick erschien. Sie war etwas voller geworden und hatte sich sehr verschönert. Nun stand er dicht vor ihr, die höchste Freude leuchtete aus seinen Augen. Sie erblickte ihn und erkannte ihn sofort. Voller Jubel rief sie: „Grüß Gott, Joseph“, und bot ihm die rechte Hand zum herzlichen Willkommen.

Er wollte ihren Gruß erwidern, da fiel sein Blick auf das Kind, und wie ein jäher Blitz fuhr der alle seine Hoffnungen vernichtende Gedanke durch seine Seele, daß Veni, auf die er hoffte, die er liebte, das Weib eines andern geworden sei. Bleich starrte er sie und das blühende lächelnde Kind auf ihren Armen an, und mühsam stotterte er die Frage hervor: „Ist dies Dein Kind, Veni?“ „Freilich“, antwortete sie voll mütterlichen Stolzes, und wollte in kurzen Worten ihm erzählen, wie alles gekommen sei, aber sie vermochte es nicht, denn Joseph, der eben noch so heiter und glückselig vor ihr gestanden hatte, wandte und fiel bestimmungslos auf das Pflaster der Einfahrt nieder.

Ein gellender Schreckensruf Venis rief deren Leute herbei. Rasch übergab sie das Kind dem Mädchen und ordnete an, daß Joseph von den Knechten aufgehoben, nach der Stube gebracht und dort auf das Sofa niedergelegt wurde. Sie selbst holte Essig und Wasser herbei und bemühte sich mit weinenden Augen um den bewußtlosen Freund. Anständig jammerte und klagte sie, daß ihr Mann grade abwesend sein mußte, aber sie unterdrückte solche Anrufe, als Joseph sich etwas erholt und seine Schwäche als Wirkung übergroßer Müdigkeit schilderte. Veni bat ihn, sich ruhig zu verhalten, und nachdem Wein und Brot vor ihm auf den Tisch gesetzt war, ließ sie ihn allein. Sie gebot draußen die größte Stille, weil sie hoffte, ein wenig Schlaf würde ihn völlig kräftigen.

Als Joseph allein war, konnte er seine Gedanken nur schwer sammeln. Jahrelang hatte er auf diesen Augenblick gehofft; in seine arglose Seele war nie ein Zweifel gekommen. Weshalb hatte er nicht früher gesprochen? Weshalb sich nicht schreiben lassen? Diese Gedanken peinigten ihn jetzt, und nach und nach bemächtigte sich seiner Seele das Bewußtsein des ganzen Elends, das so plötzlich mit der furchtbarsten Vereinsamung über ihn kam. Ein Grab an diesem Ort wäre ihm nun das liebste gewesen, denn er glaubte, die Ode der Zukunft nicht ertragen zu können. Aber wissen mußte er, wie alles gekommen sei. Doch wozu? Es fiel ihm ein, daß er weder der Mutter noch Veni jemals von seiner Absicht gesagt hatte. Freilich hatte er fest geglaubt, sie wüßten alles, und sein liebster Herzenswunsch sei ihnen kein Geheimnis.

Er konnte die Einsamkeit nicht länger ertragen und ging hinaus, um Veni zu suchen. Er fand sie im Gärtchen hinter dem Hause, ohne das Kind. Sie freute sich, daß er sich erholt habe. Er bat sie, ihm von ihrem Leben und von allem zu erzählen, was vorgefallen sei.

Da erfuhr er denn, daß die Mutter, an die er in der Festigkeit des ersten Schmerzes gar nicht gedacht hatte, bald nach seiner Abreise getränkt und Veni zugerebei habe, der Werbung ihres jetzigen Mannes, des Christoph Balser, den ja Joseph auch als braven, fleißigen Burschen kennen müsse, nachzugeben, damit ein Mann ins Haus käme. So habe sie sich dazu verstanden und es bis heute nicht bereut, denn ihr Mann sei herzlich gut und trage sie auf den Händen. Die Mutter sei vor mehr als Jahresfrist gestorben und habe in ihrer Krankheit noch gar viel von Joseph gesprochen und oft darüber geweint, daß sie ihn nicht mehr wiedersehen sollte. Das Kind sei jetzt acht Monate alt und ein liebes gedeihliches Geschöpfchen, an dem alle Welt, zunächst aber die Eltern selbst ihre Freude hätten. Namentlich sei der Christoph ganz vernarrt in das kleine Mädchen.

Am Schluß ihrer Mitteilung setzte Veni hinzu, ihr Mann sei auf einige Tage abwesend; Joseph müsse ihn kennen lernen und dann bei ihnen bleiben.

Joseph lächelte trübe vor sich hin, aber Venis herzliche Worte taten ihm doch wohl. Während ihrer Erzählung schon hatte der liebe Ton ihrer Stimme, die so sanft und teilnehmend klang, beruhigend auf sein verstörtes Gemüt gewirkt. Eine Art von Frieden kam über ihn, als er so allein mit ihr war, und er dachte allen Ernstes daran, alle weiteren Pläne fallen zu lassen und hier, in der stillen Heimat, in ihrer Nähe sein Leben fortzuführen. Alles andere war für ihn reizlos; hier wollte das einzige Wesen, das ihm teuer war.

Auch die nächsten Tage dauerte dieser Zustand noch fort, bis endlich die Zureckkunft Christoph Balzers die krankhafte Stimmung Josephs endete. Noch eine schmerzliche Empfindung kämpfte der Vereinsamte nieder; dann wußte er, daß er sein Herz hier losreißen mußte, weil er grade an diesem Orte nie die Ruhe wiederfinden konnte, deren er bedurfte, um nicht völlig unterzugehen. Venis Gatte war ein kernhafter, braver Mann, der dem Pflegebruder seiner Frau, obgleich er einst sehr eifersüchtig auf ihn gewesen, mit der vollen Herzlichkeit eines ehrlichen Gemüts begrüßte. Jeder Blick aber, den der heimkehrende Christoph auf sein schönes Weib und das jauchzende Kind warf, war ein herber Stich in Josephs Herz.

Am Tage nach Christophs Ankunft traf Joseph mit Veni im Gärtchen hinter dem Gasthaus zusammen, und da sprach er sich aus. Er gestand ihr seine Liebe und seine Leiden, und wie er erst seit der Rückkehr ihres Mannes zum klaren Bewußtsein gekommen sei, daß es für ihn keine Hoffnung mehr gebe. Wohl habe er in ihrer Nähe auch ohne ihren Besitz seinen Seelenfrieden wiederzufinden gehofft; aber unmöglich könne er ein Zeuge sein des Glückes, das sie als Frau eines andern mit diesem gefunden.

Veni weinte, aber sie sagte ihm nicht, daß sie damals, als er Abschied nahm, mit Herzensangst auf jenes Wort gewartet habe, das sie für immer an ihn gekettet hätte — wozu sollte sie noch einen Gisttropfen der Neue mehr in sein ohnehin genug gequältes Herz gießen. Und als er darauf meinte, es sei das Beste, daß er gehe, da reichte sie ihm schweigend die Hand, und er verstand sie.

Ein paar lustige Grab=Inschriften.

Im „Bibbabisch Wiesenbrunnlein“ des Michael Caspar Lumborf (Frankfurt a. M. 1610) finden wir die folgenden „albern und einfältigen Epitaphia oder Grabinschriften von etlichen unterschiedlichen Orten“:

Hier liegt Meister Peter im grünen Gras,
Der so gern Sauerkraut aß,
Und trant gern guten rheinischen Wein,
Gott woll' seiner Seele gnädig sein!

Hier liegt begraben Herr Abraham,
Ach Gott, wie war's so ein frommer Mann,
Er lehrt die Knaben das ABe,
Ideo requiescit in pace.

Alhie liegt N. N. begraben,
Der gelehrt hat die Schützenknaben
Das Cinnaleins und das ABe,
Genad ihn Gott, er kannt nicht meh.

Unter diesem Stein
Liegt begraben der Pfarrer von Udenheyn,
Er war nicht von Eisleben,
Gott geb' ihm das ewig Leben.

Hier liegt begraben Herr Melcher,
Ein Pfarrer gerecht ist, welcher
Hat gelebt in Tugend und Zucht:
Ist gestorben an der Wassersucht.
Schau doch lieber Leser frei,
Ist das nicht schad? Ei, ei!

N. N. dieser Gemeinde ein Glieb,
Auch im Amt ein Landsaber (?) mit,
Ist dieser Pfarrer Mittler gewesen,
Hat sein Helsen bringen in Bau und Wesen,
Da er kam aus Frankreich gezogen,
Tät' er sich in den Ehestand wogen,
Legt 5 fl. zu diesem Stist,
Aus Lieb' zu Gott und seiner heiligen Geschrift.
Verhofft zu Gott in Glaubenssinn,
Sterben kommt ihm zu gewinn.

Ach Gott, was soll ich klagen dir,
Ein Weib und Kreuz hast geben mir,
Nimm's Kreuz von mir, das Weib zu dir,
Nicht besser kannst du helfen mir.

Nassauern.

Der Verfasser der Umschau-Notiz in Nr. 6 1916 des „Landboten“ hat die Frage nach der Herkunft des Wortes „nassauern“ aufgeworfen, das in Norddeutschland oft auf Leute angewendet wird, die gern dabei sind, wo es etwas umsonst gibt. In einigen Zuschriften wird versucht, die Frage zu beantworten:

1. über die in Norddeutschland und besonders in Berlin übliche Bezeichnung eines Menschen, der sich auf Kosten anderer Schwären oder sonstige Vorteile zu verschaffen sucht, als „Nassauer“ hat der jahrzehntelang am früheren Pädagogium, Progymnasium und Gymnasium zu Dillenburg tätige und von seinen Schülern hochverehrte Direktor Spieß folgende Erklärung gegeben: Das Herzogtum Nassau hatte bekanntlich keine Landesuniversität, es hatte aber an der Universität Göttingen reiche Stipendien für unbemittelte nassauische Studenten in Form von Freitischen, welche fleißig benutzt wurden. Wenn nun ein dafelbst berechtigter Teilnehmer vorübergehend behindert war, so fanden sich gerne auch Studenten anderer Bundesstaaten ein, welche den freistehenden Platz einnahmen und sich stillschweigend für Nassauer ausgaben. Dieses Vorgehen nannte man scherzhafterweise „nassauern“. Wenn nun diese für den vorliegenden Einzelfall berechnete Bezeichnung schließlich verallgemeinert wurde, so geht daraus wieder einmal hervor, daß genossene Wohltaten nicht immer mit Dank belohnt werden. Sollte sich nicht ein nassauischer Dichter finden, der ähnlich wie Uhland in den „Schwabenstreichen“ das Mißverständnis aufklärt und der zu Unrecht beleidigten Ehre seiner Landsleute Genugtuung verschafft?

G. S.-R. Dr. J.

2. Zu meinem Erstaunen lese ich in Nr. 6 des „Landboten“, daß es unbekannt sei, warum unter solchen, die „nassauern“, Leute verstanden würden, die gerne etwas umsonst haben. In meiner Schulzeit in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts erzählte uns gelegentlich ein Lehrer, daß sein Universitäts-Professor (Name ist mir entfallen) eine Handsprache mit den Worten erprobt habe: „Sie reicht bis Nassau“, das heißt bis zu den letzten Bänken des Hörsaales, die (im Gegensatz zu unserer Zeit) für die Nichtlandeskinder frei gelassen waren. Da Nassau die Kosten für eine eigene Universität sparte, so fand man seine studierende Jugend auf den deutschen, bezw. preussischen, hessischen, sächsischen usw. Universitäten immer auf den hinteren Bänken sitzend, gleichsam als Baugäste. Diese Bänke wurden darum mit „Nassau“ bezeichnet und Leute, die ohne entsprechende eigene Aufwendungen sich Vorteile verschafften, hießen demgemäß „Nassauer“. So mein ehemaliger Lehrer. Otto Neuburger, Bad Brückenau.

3. Der Ausdruck „nassauern“ für umsonst mitessen, etwas herausfinden und dergleichen entstammt wie so viele andere in den allgemeinen Sprachgebrauch aufgenommene Ausdrücke der studentischen Redeweise. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war Göttingen als nassauische Landes-Universität bestimmt und wurden die Kollegienelder für die nassauischen Studierenden von der herzoglichen Regierung direkt dorthin bezahlt, so daß der nassauische Student umsonst Kollegien hören konnte, im beneideten Gegensatz zu den anderen, die sie aus eigener Tasche bezahlen mußten. Wenn Studenten eine von ihnen nicht bezahlte Vorlesung per nefas besuchten (das „Kolleg schinden“ lautet ein anderer Ausdruck hierfür), so pflegten sie sich dem Kollegienbedienten als „Nassauer“ zu bezeichnen und so entstand in der Göttinger Studentensprache der Ausdruck ein „Kolleg nassauern“. Das Wort wurde bald auch für andere gleichartige Handlungen angewendet und von Göttingen aus über die norddeutschen Universitäten weiter verbreitet und wurde ganz besonders in Berlin zur allgemein gebräuchlichen Redensart. Im Gegensatz zum „Nassauer“ steht im Berliner Jargon der „Potsdamer“, ein Dummer, der von anderen sich ausbeuten läßt.

Dr. E. Gergens, Wiesbaden.

4. Im Jahre 1893 verzog ich aus Nassau nach Blankenese bei Hamburg. Auch in dieser Gegend hatte der Name „Nassauer“ einen etwas ungewöhnlichen Beigeschmack („Ein Nassauer bezahlt nichts“). Schon in meiner Garnison Mainz hatte ich von Studenten gehört, daß der Grund ein für uns Nassauer sehr ehrenvoller sei. In früheren Jahren, als unser Heimatland, wie ja auch jetzt noch, keine Universität hatte, gingen die Söhne Nassaus nach

Göttingen, Marburg und Gießen. Der regierende Herzog hielt für seine Landeskinder einen Freitisch, und es hieß deshalb: „Er ist ein Nassauer und bezahlt nichts“. Selbstverständlich gaben sich Hessen, Preußen und viele andere für Nassauer aus, um ein freies Mittagessen zu bekommen. Hierdurch wurde das „Nassauern“ berüchtigt. Ein in Blankenese wohnender Arzt, gebürtig aus Gahstätt, wo auch ich geboren bin, bestätigt mir diese Auslegung.

Wilhelm Hennemann, Bahnhofsverwalter.

Eine Reihe Zuschriften von anderen Lesern erklären die Entstehung des Wortes „nassauern“ in ähnlicher Weise.

Umschau.

* **Jugendwehr.** In der Gegend von Hachenburg ist die Jugendwehrbegeisterung, die am Anfang herrschte, vollständig verpufft. Das war voraus zu sehen bei der Art, wie die Arbeit betrieben wurde. Es war nämlich nichts als ein Soldatenspiel, also gerade das, was die Erlasse der Minister von der Tätigkeit der Jugendwehren ausgeschieden wissen wollen. Leider fehlt es auch gerade in den Dörfern an Leuten, die die Arbeit nach dem Sinne der Erlasse leiten können. Die Lehrer sind ja im Felde, und die zurückgebliebenen sind so mit Vertretungen überlastet, daß sie gerade genug zu tun haben. Neuerdings hat man in Hachenburg die Jugendwehr mit der gewerblichen Fortbildungsschule verbunden, und dadurch die Jungen zur Teilnahme verpflichtet. S.

Allerlei Bücher. In dem rührigen Verlag Eugen Salzer in Heilbronn gibt Carl Busse unter dem Titel „Tröst-Einsamkeit“ eine Sammlung neuer deutscher Erzählungen heraus, deren erstes geschmackvolles Pändchen jetzt vorliegt. „Aus Vätertagen“ ist die Überschrift dieses Erstlings, der den „Tribuliersoldat“, diese wundervolle Geschichte aus Hinterpommern des verstorbenen Hans Hoffmann, „Der Oberst“ von August Sperl, die „Genobia“ von Hilde Kurz und eine Kleinigkeit von Wihl. Schäfer „Die Bèornaise“ enthält. Der Name des Herausgebers und der des Verlegers lassen auch von der Fortsetzung der Sammlung viel Gutes erwarten. — Als zweites Heft der „Hesse-Späh“ von Frau Dr. Frohwein hat die Verfasserin jetzt in dem Elvertschen Verlag in Marburg eine weitere Sammlung heiterer Gedichte und Prosastückchen unter der Überschrift „Vom Frische um annern neue Hesse-Späh“ erscheinen lassen. Otto Ubbelohde hat die Umschlagzeichnung des guten Büchelchens geliefert. — Bei der „Heimkultur-Verlags-Gesellschaft“ in Wiesbaden sind zwei billige, mit vielen Abbildungen versehene Büchelchen: „Wie baut man für's halbe Geld in Ost und West neu auf?“ von Dipl.-Ingenieur E. Adler und „Des Kriegers Weg zum eigenen Heim“ von Landwehrmann M. Beech erschienen. Das erste Heftchen will zeigen, wie man mit ungeübten Arbeitern und eigenem Baumaterial in 8 Wochen gebrauchsfähig bauen kann; die Absicht des zweiten Büchelchens ist, zu zeigen, wie sich tatkräftige Krieger nach ihrer Heimkehr in 6 bis 8 Wochen eine Familienheimstätte schlüsselfertig sofort bewohnbar mit Stall und Nebenanlagen für 2000 bis 3000 Mark mit Hilfe von Kameraden oder Angehörigen ohne einen gelernten Maurer im Stampfbau errichten. — Die von Paul Keller herausgegebenen, im Bergstadtverlag Wihl. Gottl. Korn in Breslau erscheinenden illustrierten Monatsblätter „Die Bergstadt“ fahren fort, gute volkstümliche Literatur zu pflegen. Die Zeitschrift zeigt Charakter, und es ist nicht ihr geringster Vorzug, daß sie auch auf den sittlichen Inhalt ihrer Beiträge großen Wert legt. Einen sehr interessanten Aufsatz über Theater und Kirche in ihren geschichtlichen Beziehungen veröffentlichte im Juniheft der auch in Wiesbaden sehr bekannte Dr. P. Expeditus Schmidt. Jede Nummer enthält außer dem erzählenden Teil eine Reihe zum Teil illustrierter Artikel aus den verschiedensten Wissensgebieten, und in fast jeder Nummer ergreift auch der Herausgeber selbst das Wort. Das Bildermaterial ist gut. — Über den Dichter Paul Keller und seine Bücher hat Professor Dr. Max Möller ein Büchelchen (mit dem Bildnis Kellers) geschrieben, das ebenfalls im Bergstadtverlag erschienen ist und auf Wunsch kostenlos abgegeben wird.

Der Nachdruck der mit einem * versehenen Beiträge ist nur mit genauer Quellenangabe erlaubt, der Abdruck aller anderen Original-Artikel ist ohne Genehmigung der Schriftleitung nicht gestattet.